



Leseprobe

Maggie Nelson

Die roten Stellen

Autobiographie eines Prozesses

»Die Mischung aus True Crime und literarischem Memoir [zeigt], wie genial Maggie Nelson Spannung und Theorie, Wahrheit und Fiktion, Erzählung und Fragment verbinden kann.« *Xaver von Cranach, Die ZEIT*

Bestellen Sie mit einem Klick für 14,00 €



Seiten: 224

Erscheinungstermin: 13. März 2024

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Ein wahrer Fall – Maggie Nelson schreibt über den brutalen Mord an ihrer Tante und über unsere sensationslüsterne Gesellschaft

Mit großer gedanklicher Klarheit nähert sich Maggie Nelson dem mysteriösen Tod ihrer Tante Jane und dem Prozess, der ihn nach 35 Jahren wieder aufrollt – und versucht dabei, das Wesen von Trauer, Gerechtigkeit und Empathie zu ergründen.

Im Frühjahr 1969 sucht Jane Mixer eine Mitfahrgelegenheit, ihre ersten Semesterferien will sie zu Hause in Muskegon, Michigan, verbringen. Dort angekommen ist sie nie: Sie wird brutal ermordet, ihre Leiche am nächsten Tag ein paar Meilen vom Campus entfernt gefunden, mit zwei Kugeln im Kopf und einem Nylonstrumpf um den Hals. Jahrzehntelang gilt der Fall als ungelöst, bis er 2004 erneut aufgenommen wird – durch einen positiven DNA-Abgleich wird ein neuer Verdächtiger identifiziert und vor Gericht gestellt.

Autor

Maggie Nelson

Maggie Nelson, geboren 1973, ist Dichterin, Kritikerin und Essayistin. Sie unterrichtet an der University of Southern California und lebt mit ihrer Familie in Los Angeles. 2016 erhielt Maggie Nelson den MacArthur »Genius« Award. 2017 erschien in deutscher Übersetzung »Die Argonauten«, für das sie mit dem National Book Critics Circle Award ausgezeichnet wurde. Zuletzt erschien »Freiheit«.

Im Frühjahr 1969 sucht Jane Mixer eine Mitfahrgelegenheit, ihre ersten Semesterferien will sie zu Hause in Muskegon, Michigan, verbringen. Dort angekommen ist sie nie: Sie wird brutal ermordet, ihre Leiche am nächsten Tag ein paar Meilen vom Campus entfernt gefunden. Jahrzehntelang gilt der Fall als ungelöst, bis er 2004 erneut aufgenommen wird – durch einen positiven DNA-Abgleich wird ein neuer Verdächtiger identifiziert und vor Gericht gestellt.

Ein wahrer Fall: Maggie Nelson schreibt über den brutalen Mord an ihrer Tante Jane und über unsere sensationslüsterne Gesellschaft.

Mit großer gedanklicher Offenheit begleitet sie den Prozess, der den Mordfall nach 35 Jahren wieder aufrollt – und versucht dabei, das Wesen von Trauer, Gerechtigkeit und Empathie zu ergründen.

MAGGIE NELSON, geboren 1973, ist Dichterin, Kritikerin und Essayistin. Sie unterrichtet an der University of Southern California und lebt mit ihrer Familie in Los Angeles. 2016 erhielt Maggie Nelson den MacArthur »Genius« Award. 2017 erschien in deutscher Übersetzung »Die Argonauten«, für das sie mit dem National Book Critics Circle Award ausgezeichnet wurde. Zuletzt erschien »Freiheit«.

JAN WILM ist Schriftsteller, Literaturkritiker und Übersetzer und unterrichtet an der Heinrich-Heine-Universität in Düsseldorf im Fachbereich »Literaturübersetzen«.

Maggie Nelson

Die roten Stellen

*Aus dem amerikanischen Englisch
von Jan Wilm*

btb

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel
»The Red Parts: Autobiography of a Trial« bei Free Press,
a division of Simon & Schuster, Inc., New York.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe März 2024

btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright © der Originalausgabe 2007 Maggie Nelson

Copyright © der deutschen Ausgabe 2020

Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlaggestaltung: semper smile | München,

nach einem Entwurf von Anzinger & Rasp

unter Verwendung einer Illustration von © Suzanne Dean

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

MSP · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-77120-2

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/penguinbuecher

Dieses Buch ist ein Memoir, und das soll heißen, es stützt sich auf meine Erinnerung; es besteht in erster Linie aus meinen persönlichen Interpretationen der Ereignisse und, wo dies gekennzeichnet ist, aus der Nachempfindung dieser Ereignisse mit Hilfe meiner Vorstellungskraft. Gespräche und andere Geschehnisse wurden nachgebildet, um das Wesen des Gesagten oder Gewesenen zu evozieren, jedoch ist es nicht die Absicht, perfekte Repräsentationen zu erzielen.

Für Christina Crosby und Janet Jakobsen,
die sich im Feuer schulen und
der Welt gerecht werden.

Denn es ist nichts verborgen, das nicht offenbar werde,
und ist nichts Heimliches, das nicht hervorkomme.

LUKAS 12,2

[S]chon in jedem Erkennen-Wollen ist
ein Tropfen Grausamkeit.

NIETZSCHE

VORWORT

Zu Beginn von Peter Handkes *Wunschloses Unglück* – ein niederschmetternder Splitter von einem Buch, das Handke angeblich in den beiden direkt auf den Selbstmord seiner Mutter folgenden Monaten verfasste – schreibt er: »Es ist inzwischen fast sieben Wochen her, seit meine Mutter tot ist, und ich möchte mich an die Arbeit machen, bevor das Bedürfnis, über sie zu schreiben, das bei der Beerdigung so stark war, sich in die stumpfsinnige Sprachlosigkeit zurückverwandelt, mit der ich auf die Nachricht von dem Selbstmord reagierte. Ja, an die Arbeit machen ... Ich beschäftige mich literarisch, wie auch sonst, veräußerlicht und versachlicht zu einer Erinnerungs- und Formuliermaschine.«

Die Wiederaufnahme des Mordfalls meiner Tante Jane im Jahr 2005 – wenn auch nicht annähernd so eine körperliche Katastrophe wie der Selbstmord einer Mutter – erzeugte in mir eine auffallend ähnliche Stimmung. Nachdem ich am Prozess gegen den Verdächtigen im Juli 2005 teilgenommen hatte, verspürte ich einen heftigen Drang, all die Details aufzuzeichnen, bevor sie verschluckt würden, sei es durch Angst, Trauer, Vergessen oder Schrecken; einen Drang, mich und mein Material in ein ästhetisches Objekt zu verwandeln – eines, das neben oder anstelle oder zumindest als Hindernis im Weg der stumpfsinnigen Sprachlosigkeit stehen könnte, die Erinnern und Formulieren unmöglich macht. Ungefähr so. Nach dem Prozess, *nel*

mezzo del camin, richtete ich mich in einer mir vollends fremden Stadt (Los Angeles) ein und schrieb diesen Bericht in einem Geisteszustand von gesteigerter Konzentration und gelegentlicher Verwegenheit. *Wunschloses Unglück* befand sich die gesamte Zeit über auf meinem Schreibtisch, als Ansporn und Anführer. *Ja, an die Arbeit machen.*

Welche Auswirkung haben Jahre, gar Jahrzehnte, auf einen Text, der ganz bewusst die turbulenten, rohen und gehetzten Umstände seiner Komposition und Publikation beglaubigt? Im Fall von Handkes Buch fühlt sich das Ergebnis nicht weniger spannungsgeladen an, doch die Zeit hat ihm eine gewisse Unheimlichkeit beigemischt – jene von einer psychologischen Bedrängnis, die schaurig, schön in jenem außerzeitlichen Raum schwebt, den die Literatur zu erschaffen vermag. Ich kann lediglich hoffen, dass etwas Ähnliches über diese Edition von *Die roten Stellen* gesagt werden könnte, die mir das zweifache Glück bereitete, das Buch (zumindest für den Moment) vor einer anderen Art von stumpfsinniger Sprachlosigkeit zu bewahren – der der Nichtverfügbarkeit –, und *Die roten Stellen* dabei als eine Art Buch erscheinen lässt, die ich mir für dieses Werk immer erhofft hatte: als eine eigentümliche, emphatische Meditation über die Beziehung von Zeit zu Gewalt, zu Trauer, die dankenswerterweise abgetrennt ist von den grellen Rubriken namens »Tagesgeschehen«, »True Crime« oder sogar »Memoir«.

Ein Ziel, das ich während des Schreibens hatte, war es, den Ereignissen des Mordprozesses, den Ereignissen meiner Kindheit, den Ereignissen von Janes Ermordung und dem Akt des Schreibens zu gestatten, sich einen einzelnen, gemeinsamen räumlichen und zeitlichen Moment zu teilen. An einem Punkt

in *Die roten Stellen* wird diese Vermischung imaginiert als ein Ort, »[i]rgendeine dunkle Landsichel, wo Leiden im Wesentlichen bedeutungslos ist, wo die Gegenwart ohne Vorwarnung in die Vergangenheit zerfällt, wo wir den Schicksalen, die wir am meisten fürchten, nicht entkommen können, wo starker Regen fällt und die toten Körper aus ihren Gräbern gespült werden, wo Trauer für alle Ewigkeit währt und ihr Einfluss niemals schwindet.« Ich bin froh, sagen zu können, dass die verordnende Strenge dieses Bildes für mich verblasst ist, zumindest für den Moment. Doch die Wichtigkeit, sich zu gestatten (ich sollte sagen, mir zu gestatten), eine Weile lang in Echtzeit in seinem Griff zu verharren, ist nicht verblasst. Ich bin dankbar – einmal mehr –, diesen Bericht aus dem Feld übermitteln zu können.

MAGGIE NELSON, LOS ANGELES, 2015

MORDGEMÜT

Wir haben allen Grund zu der Annahme, dass sich dieser Fall rasch auf einen erfolgreichen Abschluss zubewegt.

Dies waren die Worte, die ein Detective der Michigan State Police eines Nachmittags Anfang November 2004 per Telefon an meine Mutter richtete. Nachdem sie aufgelegt hatte, rief mich meine Mutter an und wiederholte seine Botschaft.

Seine Worte überwältigten mich. Als sie die Worte sprach, sah ich, wie der Flur meines Apartments langsam zur Seite kippte, als sei hier alles kurz davor, zu einem Lachkabinett zu werden.

Seine Worte hatten auch sie überwältigt. Sie hatte den Anruf auf ihrem Handy entgegengenommen, als sie gerade mit ihrem Wagen unterwegs war, und sie hatte unmittelbar neben der staubigen Straße in der Nähe ihres Hauses in Northern California anhalten müssen, um die Wucht dieser Worte verarbeiten zu können.

Der Fall, um den es sich handelte, war der Mord an ihrer jüngeren Schwester Jane Mixer im Jahr 1969, der die letzten 35 Jahre offiziell als ungelöst galt. Der Detective teilte ihr mit, er habe die letzten fünf Jahre über fieberhaft an dem Fall gearbeitet, habe meine Mutter jedoch nicht benachrichtigen wollen, ehe eine Festnahme unmittelbar bevorstand. Und jetzt tat sie das.

Die Nachricht an sich wäre schon schockierend gewesen, doch der Zeitpunkt dieser Nachricht machte sie unheimlich.

Die letzten fünf Jahre hindurch habe auch ich fieberhaft an dem Mordfall meiner Tante gearbeitet, wenn auch aus einer anderen Perspektive. Ich hatte recherchiert und einen Gedichtband mit dem Titel *Jane: A Murder* über ihr Leben und ihren Tod geschrieben, dessen Veröffentlichung nun bevorstand. Ich hatte nicht geahnt, dass die Ermittlungen zum Mord an Jane noch andauerten; mein Buch handelte von einem ungelösten Mordfall, einem Cold Case, den die Ermittler vor langer Zeit zu den Akten gelegt hatten. Das Buch handelte davon, wie man leben könnte – oder eher, wie meine Familie lebte, wie ich lebte –, wenn man im Schatten des Todes eines Familienmitglieds stand, das offenkundig einen schrecklichen und furchtbaren Tod gestorben war, jedoch unter Umständen, die für alle Zeit unbekannt bleiben würden, unbekannt, unerkennbar.

Wenn ich diesen Detective – Detective-Sergeant Eric Schroeder – am 14. Januar 2005 zum ersten Mal treffe, während einer Voranhörung des Verdächtigen Gary Earl Leiterman, wird er mich umarmen und sagen: *Ich wette, Sie haben gedacht, dass Sie über all die Jahre ganz allein daran gearbeitet hatten.*

Tatsächlich, das hatte ich.

Ich wuchs auf mit dem Wissen, dass meine Mutter eine jüngere Schwester namens Jane hatte, die ermordet worden war, doch das war in etwa alles, was ich wusste. Ich wusste, Jane war 23 Jahre alt, als sie starb, und befand sich in ihrem ersten Studienjahr an der juristischen Fakultät der University of Michigan. Ich wusste, meine Mutter war zu der Zeit 25 und gerade frisch mit meinem Vater verheiratet. Weder meine Schwester Emily noch ich selbst waren zu dieser Zeit schon auf der Welt. Wir wurden

im Norden Kaliforniens geboren, wo unsere Eltern in der Folge von Janes Tod hingezogen waren – Emily 1971, ich 1973.

Als ich aufwuchs, hatte ich eine vage Ahnung, dass die Tode anderer Mädchen auf irgendeine Weise mit Janes Ermordung in Verbindung standen, allerdings wusste ich nicht, auf welche Weise. Dann, eines Nachmittags – allein zu Hause, etwa 13 Jahre alt –, war ich im Arbeitszimmer meiner Mutter auf der Suche nach Lektüre bei einem Buchrücken hängengeblieben, der mir zuvor noch nie aufgefallen war. Obwohl das Buch fast außer Blick- und Reichweite stand, stach unter den anspruchsvollen literarischen Klassikern, die meine Mutter las und unterrichtete, der grelle, klatschpressehafte Schriftzug hervor, der lautete: *The Michigan Murders, Die Morde in Michigan*. Ich stieg auf einen Stuhl, um das dicke Taschenbuch herunterzuholen.

Diese simple Handlung war begleitet von einer übertragenen Angst, denn der erste von vielen Knochen, die ich mir als Kind brach – in diesem Fall ein gebrochener Ellbogen, der Wiederherstellungschirurgie und wochenlange Unbeweglichkeit in einem Streckverband nach sich zog –, war das Ergebnis der Besteigung eines Bücherregals auf der Jagd nach einem Buch. Passiert war dieser Unfall in einem Buchladen in Sausalito, der Hafenstadt außerhalb von San Francisco, wo ich die ersten Jahre meines Lebens verbrachte. Ich war zu jener Zeit erst zwei Jahre alt, doch ich erinnere mich an einen hellbunten Hasen auf dem Titelbild des Buchs, und ich erinnere mich an den verzweifelten Wunsch, ihn haben zu wollen.

Nach diesem Unfall hatte ich einen wiederkehrenden Traum. Es war ein Traum über das Fallen – oder Springen – vom Carport unseres Hauses in Sausalito in die Einfahrt darunter, also in meinen Tod. Ich muss sehr klein gewesen sein, als ich diesen

Traum träumte, drei vielleicht. In dem Traum strömt eine Menschenmenge herbei, um meinen Körper zu begutachten, der am unteren Ende der Einfahrt liegt, als wäre sie der Fuß eines steilen Amphitheaters. Es ist schwer, sich jetzt an die Stimmung des Traumes zu erinnern: Ich erinnere mich an einen Schrecken über mein Handeln, ein Gefühl von Distanziertheit, eine tiefe Traurigkeit und ein gewisses Unbehagen darüber, dass mein Körper als Leiche begutachtet wird.

Das Cover von *The Michigan Murders* zeigt ein falsches Foto eines Models, das mit Farrah Fawcett Ähnlichkeit hatte, dessen obere Gesichtshälfte sich abschälte und darunter ein Infrarot-Negativ preisgab. Die farbliche Gestaltung und die Grafik, gemischt mit der Verstohlenheit, die ich empfand, als ich es betrachtete – sie riefen mir sofort eine bestimmte Ausgabe des *Playboy* ins Gedächtnis, mit dessen genauer Analyse ich eine geraume Zeit im Badezimmer meines Vaters zugebracht hatte: die Valentinstags-Ausgabe von 1980 mit Suzanne Somers. Ich erinnere mich, dass mein Vater ein Faible für Suzanne Somers gehabt hatte.

Ich schlug die erste Seite von *The Michigan Murders* auf und las: *In einem Zeitraum von zwei Jahren wurden sieben junge Frauen im Washtenaw County auf so brutale Weise ermordet, dass der Boston-Würger im Vergleich dazu wie ein Sterbehelfer aussieht.*

Begierig blätterte ich durch das Buch, und ich dürstete danach, darin etwas – irgendetwas – über Jane und über meine Familie zu finden. Ich begriff sehr schnell, dass alle Namen geändert worden waren. Doch ich ahnte, dass ich der Sache näher kam, als ich las:

Ein Polizist hatte das Jahrbuch der Klasse von 1968 der University of Michigan [zum Tatort] gebracht, und das darin befindliche lächelnde Ebenbild der Studentin Jeanne Lisa Holder aus Muskegon, Michigan, hatte tatsächlich Ähnlichkeit mit dem verschwollenen Gesicht der jungen Frau, die leblos, alle viere von sich gestreckt, auf dem Pleasantview-Friedhof lag.

»Jeanne Lisa Holder« hatte eine Ähnlichkeit mit »Jane Louise Mixer«. Eine Schicht hatte begonnen, sich abzuschälen.

Jahre später, mitten im Dickicht der Recherche und der Schreibarbeit an *Jane*, war das Problem nicht, dass es zu wenig Informationen gab. Es waren zu viele. Nicht was Jane betraf – ihre Ermordung blieb auf unerträgliche Weise undurchsichtig –, sondern die anderen jungen Frauen, deren furchtbare Vergewaltigungs- und Mordfälle auf qualvoll detaillierte Weise in den damaligen Zeitungen, einigen True-Crime-Büchern und auf vielen »serial killer chick«-Webseiten beschrieben worden waren. Es gab Diagramme, wie jenes in der *Detroit Free Press* vom 28. Juli 1969, das unter dem Titel »Ein Muster des Todes: Eine Anatomie von sieben brutalen Morden« erschien und die Einzelheiten der Taten nach Kategorien ordnete: »Zuletzt gesehen«, »Fundort«, »Art des Mordes«, »Andere Verletzungen«, und so weiter. Die Einträge waren kaum zu ertragen.

Während meiner Recherchen begann ich an etwas zu leiden, das ich mein »Mordgemüt« nannte. Den ganzen Tag über gelang es mir, mit einer gewissen Distanziertheit an meinem Pro-

jekt zu arbeiten und dabei munter in meinem Reimlexikon die Worte »Kugel« oder »Schädel« nachzuschlagen. Nachts allerdings musste ich feststellen, wie mich im Bett brockenweise widerwärtige Bilder von Gewalttaten heimsuchten. Wiederholungen der Gewaltakte gegen Jane, gegen die anderen Mädchen der Michigan-Morde, gegen die geliebten Menschen in meinem Leben, gegen meine Angehörigen, gegen mich selbst und manchmal, am furchtbarsten, Gewaltakte, ausgeführt von mir selbst. Diese Bilder stürmten in beliebigen Abständen durch meinen Verstand, doch dabei stets wiederkehrend mit derselben schlagenden, umklammernden Gewalt des Verdrängten.

Ich harrte aus, größtenteils, weil mir ein Endpunkt gesetzt worden war: Das Veröffentlichungsdatum von *Jane* an meinem 32. Geburtstag im März 2005. Sobald ich das Buch in Händen hielte, wäre ich erlöst. Ich würde mich anderen Projekten widmen, die nichts mit Mord zu tun hätten. Ich würde niemals zurückblicken.

Die Wiederaufnahme von Janes Fall wischte jede dieser Hoffnungen restlos beiseite.

Im Herbst 2004 zog ich aus New York City, wo ich seit vielen Jahren gelebt hatte, in einen kleinen Ort in Connecticut, um für ein Jahr an einem College zu unterrichten. Der Ort trug den treffenden Namen Middletown: mitten im Staat, mitten im Nirgendwo. Meine dortige Wohnung war wunderbar – das Erdgeschoss eines wackeligen Hauses aus dem 19. Jahrhundert, vierzig Mal so geräumig wie jedes Apartment, das ich mir in New York hätte leisten können. Meinen Schreibtisch richtete ich in einem reizenden Raum ein, den meine Vermieterin mir

als den »Ponderosa Room« vorstellte – ein mahagonigetäfelter Wintergarten mit Fenstern an drei Seiten.

Anfang Oktober, etwa einen Monat vor Schroeders Anruf, schickte ich meiner Mutter die Druckfahnen von *Jane* zu ihrem sechzigsten Geburtstag. Ich war nervös; ich wusste, das Buch würde ihr die Einzelheiten einer Geschichte in Erinnerung rufen, die sie seit 35 Jahren versucht hatte hinter sich zu lassen. Mehr als nervös – ich hatte Angst. Als ich das Päckchen an ihre Adresse in Kalifornien fertig machte, kam mir der Gedanke, dass das Buch vielleicht überhaupt nicht als Geschenk angesehen werden könnte. Falls sie es abscheulich fände, könnte es als ein geburtstagszerstörendes Disaster aufgefasst werden, als Bombe, als Verrat.

Ich war ungemein erleichtert, als meine Mutter mich nach dem Lesen des Manuskripts anrief. Sie weinte und sagte, sie werde ewig dankbar sein, sowohl dem Buch als auch mir. Sie meinte, es sei ein Wunder: Obwohl ich Jane nie gekannt hatte, sei es mir gelungen, sie auf eine Weise zurück ins Leben zu holen.

Auch für mich fühlte sich das wie ein Wunder an. Ich hatte nie geglaubt, »meine Jane« könne sich an die »reale Jane« annähern; ich hatte es noch nicht einmal darauf angelegt. Aber wer auch immer »meine Jane« war, sie war zweifellos am Leben gewesen mit mir, für mich, für einige Zeit. Das Titelbild war bereits vor längerer Zeit gestaltet worden und hing monatelang an meiner Wand, und ein trotziges, androgynes, grell beleuchtetes Porträt von Jane mit dreizehn Jahren, das mein Großvater gemacht hatte, blickte mir tagtäglich herausfordernd ins Gesicht. Das Buch enthielt auch eine Reihe von Tagebucheinträgen, die ich Janes eigenen Texten entnommen hatte, was bedeutete, dass das Durchsehen des Manuskripts – womit ich mich

gerade beschäftigt hatte, als meine Mutter mich an jenem Novembernachmittag anrief – unweigerlich bedeutete, Janes Stimme mit derselben Aufmerksamkeit zu begegnen wie meiner eigenen.

Um sicherzugehen, dass ich Jane exakt genug traf, hatte ich ihre Tagebücher ausgegraben, und es war in jenem Herbst alles andere als ungewöhnlich, dass ich auf dem dunklen Holzboden meines Ponderosa Room saß, umgeben von einem Meer aus Papieren, die alle von ihrer eleganten Handschrift beschrieben waren. Als ich nun zu ihnen zurückkehrte, war ich erneut getroffen von ihrer gequälten Unsicherheit, die sich häufig in Schüben von sich selbst maßregelnden, rhetorischen Fragen äußerte, und ich war getroffen davon, wie diese Unsicherheit aufs Heftigste – sogar aufs Traurigste – im Kontrast zu ihren offensichtlichen Stärken der Artikulation und Emotion standen. Dieser Kontrast zieht sich durch all ihre Schriftstücke, von ihrer Kindheit bis in ihre College-Zeit. Mehr noch als das: Er ist ihr eigentlicher Antrieb. In Wahrheit war dies der Grund, warum ich ursprünglich über sie schreiben wollte, ebenso sehr wie – oder mehr als – die bizarren und schrecklichen Umstände ihres Todes.

Hab niemals Angst, dir selbst zu widersprechen. Doch was gibt es zu widersprechen? Wäre es möglich, dass ich letztendlich sehr einfältig bin – und sehr falsch liege? Du bist ein gutes Mädchen, Jane. Gut für was? Wer bin ich, dies zu beurteilen? Was war 1965? Was wurde gelernt? Was erreicht? Verloren? Geliebt? Gehasst? Was denkst du wirklich? Wie erklärst du dich? Warum weiß ich nie, was ich morgen sein werde? Welches Recht haben wir auf Glück?

Auch wenn ich nicht wollte, hierin erkannte ich mich selbst wieder. Ich hätte Janes selbstzweiflerische Seelenqualen lieber den Verwirrungen zugeschrieben, die es mit sich bringt, als überschwängliches, grüblerisches, ehrgeiziges Mädchen in den konservativen, patriarchalen 1950er Jahren aufzuwachsen – Verwirrungen, die von mehreren Jahrzehnten Feminismus aufgelöst und weggespült hätten sein sollen, als ich auf ihre Worte stieß.

Und jetzt hatte ein Detective angerufen, um zu berichten, dass man während der Ermittlungen in Janes Fall auf eine DNA-Übereinstimmung gestoßen war und dass man Gewissheit habe, den richtigen Typen gefunden zu haben – einen Krankenpfleger, der nichts mit John Norman Collins zu tun hatte, eben jenem Mann, der 1970 für den letzten Michigan-Mord schuldig gesprochen worden war und den die meisten immer für den Schuldigen an all den anderen Morden gehalten hatten. Schroeder sagte uns, dieser neue Verdächtige würde nun überwacht und binnen einiger Wochen verhaftet werden. Man habe allen Grund zu der Annahme, dass sich dieser Fall nun bald auf einen erfolgreichen Abschluss zubewegen würde.

Am Tag vor Thanksgiving 2004 wurde Leiterman tatsächlich in Gewahrsam genommen, wegen Mordverdachts und ohne die Möglichkeit, gegen Kautionsfreizukommen; er blieb in Haft bis zu seinem Prozess, der am 11. Juli 2005 begann und bis zum 22. Juli 2005 andauerte. Die Angst, die meine ersten Streifzüge in Janes Geschichte begleitete, zerstreute sich während dieser acht Monate allerdings nicht.

Sie nahm eine andere Form an. Sie wuchs.

Als der Winter sich über Middletown senkte, wurde aus dem Sonnenzimmer das Schneezimmer, und mein Mordgemüt war zurück. Morgens gab ich vor, zu wissen, wie man vor einer Gruppe unschuldig aussehender junger Studierender Shakespeare lehrt, um dann nach Hause zu kommen und mit Mordermittlern zu telefonieren und mich durch die Bücherstapel zu wühlen, die ich aus der naturwissenschaftlichen Bibliothek ausgeliehen hatte – als Versuch, mit den Entwicklungen in Janes Fall Schritt zu halten: *DNA für Dummies*, Lehrbücher der klinischen Psychologie mit Titeln wie *Sexualmord: Katathymische und zwanghafte Mordhandlungen*. Nur ein einziges Mal blätterte ich durch die Fallstudien in *Sexualmord* und fühlte mich trotzdem, als hätte man mich mit einer tödlichen Krankheit infiziert. Nachts war ich häufig lange wach, unfähig, in den Schlaf zu finden, und ich ging, mit meinem blauen Bademantel bekleidet, in der Hand ein klingelndes Glas Whiskey mit Eis, in meinem Ponderosa Room auf und ab, während ich zusah, wie sich der Schnee bedrohlich vor den Fenstern auftürmte. Ich begann, mich wie ein Gespenst zu fühlen, mir selbst eine Fremde. Es war nicht ganz so schlimm wie in *Shining*, doch manchmal war es nahe dran. Immerhin hatte Jack Nicholson eine Familie, die seinen Niedergang bezeugte und bedauerte. In etwas ausgelasseneren Momenten fühlte ich mich wie John Berryman – ein Dinosaurier, ein Dichter, gefangen in einem gotischen Colledge-Dörfchen, ein zotteliger, ruchloser Akademiker, der zu trübseligen Partys ging, die Frauen wechselte, und gelegentlich, sturzbetrunken, in den Vorgarten eines Kollegen kackte. Allein, in Middletown gab es derartige Partys nicht.

Kurzum, die Idealvorstellung einer seelischen Reinigung, die mir während des Schreibens von *Jane* als naiver, aber wahr-

haftiger Ansporn gedient hatte, begann brüchig zu werden und offenbarte sich als die Tücke, für die ich sie die gesamte Zeit über in Verdacht gehabt hatte. Meine Identifikation mit meiner Tante –, die der Hauptstrang von *Jane* gewesen war und die wohl das Ergebnis einer Identitätsverwechslung durch meinen Großvater darstellte, der mich, solange ich mich erinnern kann, »Jane« und nicht »Maggie« nannte –, sie fing an, sich entweder wie ein Schwindel oder wie ein Schrecken anzufühlen. Ich hatte *Jane* in der Annahme begonnen, dass die Verdrängung von Janes furchtbarem Tod in meiner Familie ein Beispiel für missglücktes Trauern darstellte, das mein Buch als ungesunde Restspur eines durch Skandinavien und den Mittleren Westen geprägten Erbes entlarven könnte – ein unerbittliches Szenario von Ingmar Bergman, das in dem kleinen Seedörfchen Muskegon, Michigan, durchgespielt wurde –, und dass ich ein erfolgreicherer Modell als Alternative anbieten könnte.

Die Hybris dieser Vorstellung ist mir heute in vollem Maße bewusst. Wenn ich heute an »missglücktes« oder »erfolgreiches« Trauern denke, empfinde ich nichts als Verwirrung. Und über diese Verwirrung hinaus die Schärfe eines formlosen, ausgelassenen Zorns – ein übermütiges Protestieren, ein unkontrolliertes, siedendes, wildes Ereignis, das sich unter meiner Haut vollzieht.

Foto #1:

Ein Kreis männlicher Detectives, die um die verhüllte Form von Janes totem Körper herumstehen. Fotografiert durch die Maschen des Drahtzaunes, mit Blick auf den Friedhof von Denton. Von den Hüften aufwärts sind die Männer auf dem Bild abgeschnitten, so dass alles, was zu sehen ist,

aus einer Reihe von Mantelenden der Trenchcoats und passenden schwarzen Schuhen besteht. Janes Leiche liegt vor ihnen auf dem Boden, Kopf und Oberkörper sind durch ihren Regenmantel verhüllt. Einer ihrer Arme guckt wie verirrt darunter hervor, gespenstisch weiß, über ihren Kopf geschlagen, als wäre sie nicht tot, sondern bloß vollkommen erschöpft.

